

Gottesdienst am 05.08.2018 in der Johanneskirche, Berlin-Schlachtensee

Israelsonntag, Jesaja 62,6-12

Superintendent Johannes Krug

Gnade sei mit Euch und Frieden von Gott, unserem Vater. Dem, der da ist, der da war und der da kommt. Amen.

Jeder Mensch hat eine Geschichte. Und auch Tage können eine haben. Dieser Sonntag hat jedenfalls eine Geschichte. Sogar eine lange Geschichte. Viel zu lang war sie trüb, aber seit einer Reihe von Jahren hat sie spät, aber immerhin, eine Wende genommen. Endlich. Heute ist Israelsonntag. Seit dem 16. Jh. wurde an diesem Sonntag in den Gottesdiensten der Zerstörung des Tempels in Jerusalem gedacht. Und es ist nachträglich zum Haare-Raufen, wie überheblich und mit erhobenem Zeigefinger, wie theologisch kurzsichtig und historisch folgenschwer an diesem Tag früher gepredigt wurde. Heute fragen wir am Israelsonntag danach, was uns, Christen und Juden, verbindet, was wir Christen der Treue und enormen Glaubenserfahrung des jüdischen Volkes zu verdanken haben. Und wir erinnern uns, dass, wer mit dem Zeigefinger auf andere zeigt, mit vier Fingern auf sich selbst verweist. Das sehen wir heute klarer.

Aus dem Jesajabuch ist der Predigttext. Und vor allem zwei Punkte sind mir an ihm wichtig:

Erstens: Die Wächter über Jerusalem. Wer sie sind, ist nicht ganz klar, wahrscheinlich meint der Prophet Jesaja seine eigenen Mitstreiter. Aber sie haben, weiß Gott, einen schweren Job: nach der Zerstörung Jerusalems durch die Babylonier liegt vieles noch in Trümmern. Zwar leben hier schon wieder Menschen, manches (Stadtmauer, Tore) sind schon

wiederaufgebaut, doch die Wunden und Narben der Stadt sind noch allgegenwärtig. Der Job der Wächter ist, kurz gesagt: Kommunikation. Öffentlichkeitsarbeit. Sie haben den Auftrag hörbar, klar und deutlich zu reden. Was auffällt: die Wächter sparen dabei die Wunden und Narben nicht aus, im Gegenteil: sie sprechen das Getreide an, das der Bevölkerung fehlt, weil es die Sieger beschlagnahmt hatten. Oder den Wein, der den Besiegten nur Arbeit machte, ohne dass ihn die Arbeiter trinken konnten. Das taten andere. Und auch die Steine fehlen in ihrer Aufzählung nicht. Alles sprechen sie aus: Trümmer, Hunger, Durst – so geben die Wächter dem Elend einen Namen. Und genau das ist das erste, was wir am Israelsonntag als erstes lernen können vom Volk Israel: seinen Realismus.

Von dem Sozialdemokraten Kurt Schumacher stammt der Satz: „Politik beginnt dem Betrachten der Wirklichkeit“. Auch der Glaube ist ohne eine Betrachtung der Wirklichkeit nicht zu haben, jedenfalls nicht der Glaube, der uns Christen im ersten Testament unserer Bibel begegnet. Hier können wir in eine Schule des Realismus gehen. Und sollten das wohl auch. Manchmal denke ich, wir evangelischen Christen sind besser darin zu sagen, was alles sein könnte, sollte und eigentlich sein müsste als offen auszusprechen, was gerade ist. Auch wenn es bitter sein sollte. Ein Beispiel: ich bin zutiefst davon überzeugt, dass es unsere evangelische Aufgabe ist, in der Integrationsdebatte unseres Landes für eine offene, barmherzige und aufnahmebereite Gesellschaft zu werben. Doch ich frage mich, ob wir nicht zugleich ehrlicher aussprechen sollten, dass Integration ein mühsamer Weg ist und scheitern kann. Dass es menschlich und nicht zu verurteilen ist, wenn das Fremde in einer Tiefenschicht erst einmal Angst auslöst. Und dass es verständlicherweise keinen Spaß macht, Wohlstand zu teilen. Wenn wir das ehrlich und offen aussprechen, steht unser evangelischer Beitrag auf einem realistischen Fundament. Auf diesem Fundament lässt sich

glaubhafter vertreten, dass es mehr als nur barmherzig ist, unseren Wohlstand zu teilen: nämlich auch klug und in unserem eigenen Interesse. Teilen macht nicht Spaß, aber Sinn. Es lässt sich dann glaubhafter eine wichtige Unterscheidung aussprechen: Dass der Angstinstinkt vor dem Fremden das eine ist, aber etwas völlig Anderes, ob wir uns von dieser Angst leiten lassen oder gerade nicht. Angst ist eben kein guter Ratgeber, und wer in ferne Länder reist, bringt die Erfahrung mit zurück, dass es bei Menschen am Ende nicht auf die Herkunft, sondern auf die Haltung ankommt (nach BP Gauck). Und wer schließlich realistisch einräumt, dass Integration ein mühsamer Weg ist, kann besser fragen, ob es denn dazu in unserer klein gewordenen Welt heute eine realistische Alternative gibt. Integration kann gelingen, wenn die große Mehrheit der Vernünftigen auf allen Seiten zusammenhält gegen die Ausgrenzer auf der einen und der anderen Seite. Vielfalt ist besser als Einfalt. Mir scheint: Das alles, unser evangelischer Ruf zu einer offenen, barmherzigen und aufnahmebereiten Gesellschaft wird an Glaubwürdigkeit und Relevanz gewinnen, wenn wir die Scheu vor dem offenen Wort ablegen und bei unseren jüdischen Großeltern in die buchstäblich un-verschämte Glaubensschule des Realismus gehen.

Zweitens: Von ihnen können wir lernen, dass es einen Realismus ohne Schwarzmalerei gibt. Was die Wächter sagen, ist ganz frei von Resignation. Ihre Worte duften nach Zukunft. Durst, Hunger und Trümmer kommen zu Wort, haben aber nicht das letzte Wort. Es ist dieser unerschütterliche Glauben an ein Morgen und Übermorgen, für den ich das Volk Israel bewundere. Weiß Gott, viel zu oft hatte es wenig Anlass dazu, hoffnungsvoll in die Zukunft zu blicken. Und doch haben sie sich diesen Glauben bewahrt, dass morgen ein neuer und besserer Tag aufzieht. Und warum konnten sie sich das bewahren? Weil ihr Glauben viel mehr ist als ein Kalkül: weil es Gottvertrauen ist.

Kennen Sie die Geschichte vom Rabbi in Krakau? Er war reich an Geist und arm an Geld. Es heißt, eines Tages habe er geträumt, unter der Brücke von Prag liege ein großer Schatz. Also zog er los: ein weiter, heißer und staubiger Weg, bis nach Prag. Dort angekommen, begann er zu graben. Und er fand: nichts. Nur den Spott der Umstehenden, als er da verschwitzt und nach vergeblicher Mühe das große Loch wieder zuschütten musste. Man lachte ihn aus, den Träumer, man machte ihn lächerlich. „Ha, ha, rief ihm einer zu, vielleicht findest Du den Schatz ja unter dem Apfelbaum in Deinem Garten.“ Da zog der Rabbi heim und grub unter dem Apfelbaum in seinem Garten. Und dort, heißt es, fand er dann den Schatz. Mit diesem Geld soll die Synagoge von Krakau gebaut worden sein.“

Liebe Gemeinde: lasst uns zwei Dinge mitnehmen von diesem Israelsonntag: dass wir uns einer Wahrheit stellen, auch wenn sie weh tut. Und das zweite, dass wir, solange wir leben, aufstehen nach dem Fall, dass wir weitergehen und es eben auf einem anderen Weg neu versuchen. Dass wir uns einen Glauben an morgen bewahren, und wenn der uns enttäuscht, dann eben auf übermorgen setzen. Mit einem Wort: dass wir bis zum letzten Atemzug leben als Mensch mit Zukunft.

Und der Friede Gottes, der höher ist als all' unsere Vernunft, der bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen